



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



Jo Hamya

DIE
SCHEINHEILIGEN

Roman

Aus dem Englischen von
Nicolai von Schweder-Schreiner

KLETT-COTTA

Das dem Buch vorangestellte Zitat entstammt der Übersetzung von Eva Bonné und erschien zuerst in folgender Ausgabe: Rachel Cusk, »Coventry«, Essays, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin 2022. Abdruck mit freundlicher Genehmigung durch den Suhrkamp Verlag.

Das Originalzitat stammt aus »Lions on Leashes« by Rachel Cusk.
© COVENTRY, Rachel Cusk, 2019, used by permission of The Wylie Agency (UK) Limited.

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Hypocrite«
im Verlag Weidenfeld & Nicolson, London
© Jo Hamya, 2024
Für die deutsche Ausgabe
© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart
Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text
und Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten
Cover: Anzinger und Rasp Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung der Daten des Originalverlags.
Abbildungen: © iStockphoto/Clarissa Leahy (Mann auf Fels),
© plainpicture/Millennium (Frau am Strand)
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-608-96707-4
E-Book ISBN 978-3-608-12529-0

- I. »Künstler zu sein bedeutet, über die eigene Schöpfung zu verfügen, aber ... Elternschaft ist das Gegenteil von Kunst. Unter Umständen wird das erschaffene Objekt – das Kind – zu einer unkontrollierbaren Quelle der Zerstörungswut ...«
- II. »Ich merke, dass ich an den buchstäblichen Kindsmord nicht glauben kann ... Die Welt, in der wir leben, unterscheidet zwischen psychologischer und körperlicher Gewalt. Das Töten hat nicht mehr dieselbe Bedeutung wie früher. Die körperliche Gewalt ist unentwickelt und stumm, die psychologische vielschichtig und eloquent.«

Rachel Cusk, »Löwen an der Leine«,
aus Coventry (2019)

VORSCHAU

Entschluss zu gehen

Da war der Sommer, ein Strand, ein Land, an das sie sich zu Beginn ihres Urlaubs noch gewöhnen mussten. Touristen, die mit nackten Bäuchen auf gestreiften Handtüchern im Sand lagen, Haut zum Bräunen aufgereiht in der Sonne. Vor ihnen das Wasser, der Plastik-Regenbogen-Müll aus Miniatur-Eimern und Schaufeln. Anderer Leute Ehemänner, die halbherzig über ihre Brut wachten, während ihre Frauen Pause machten, Aperol tranken, Designer-Sonnenbrillen trugen und mit halbem Auge kleine Sandburgen entstehen sahen: Kinder-Stadtstaaten am Meer, deren Bau der elterlichen Geduld und den kaum entwickelten motorischen Fähigkeiten unterworfen war. Teenager-Mädchen im ersten Bikini, die mit den einheimischen Jungs flirteten, Strandwächter in dunkelblauen Poloshirts und Shorts, die Lippen an der Pfeife. Blicke, die kurz in ihre Richtung huschten, dann wieder weg.

August. Sizilien. Sophia war mit ihrem Vater zum Meer gegangen. Ganz selbstverständlich. Sie nahm ihn einfach an der Hand. Damals war sie noch so viel kleiner als er. Ihre Wangen waren so weich wie sein seit Kurzem hervortretendes Bäuchlein. Um den Mund hatte sie einen Bart aus Pfirsichfleisch und Strandkies. Ihre Finger waren unangenehm klebrig. Sie sah nicht aus wie jemand, den man ernst nehmen musste. Aber als sie sagte: *Wir gehen jetzt*, hatte er sich partout nicht vorstellen können, liegen zu bleiben. Er nahm ihre Hand und setzte sich in Bewegung. Es war hart. Da war –

ihre kleine Hand, die an ihm zerrte –

(und dass er sich nach ihr bücken musste, und dann die Schmerzen im Rücken, damals ein furchtbares neues Gefühl für ihn –)

ihre kleine Hand, die an ihm zerrte –

(das Wetter, das zu warm gewesen war: Er hasste Badesachen, aus Protest hatte er eine Leinenhose angehabt, er fand, dass sie ihm ziemlich gut stand –)

ihre Hand, die jetzt schneller zog –

(und die plötzliche Angst: dass sie keine Spielsachen mitgenommen hatten – so eine schlichte rote Muschelform, die sie in den Sand hätte klatschen können, oder einen aufblasbaren Ball, wobei er nicht sicher war, wie gut das mit dem Hin- und Herwerfen klappen würde, das Ding wäre wahrscheinlich aufs Meer hinausgetrieben, und so ließ ihn die Frage, wie er sie beschäftigen, wie sie sich amüsieren sollten, nicht mehr los –)

sie erreichten das Wasser.

Sophias Mutter beobachtete sie aus dem Schatten eines gemieteten Sonnenschirms. Als sie am Ufer waren, setzte Sophia sich ins Wasser. Ihr Vater hob sie sofort wieder hoch. An den Beinen und am Hintern war ihr Kleid jetzt mauve statt rosa: nass, wie ein Bluterguss. Ihn schien das mehr zu stören als sie. Als er sie absetzte, zuckte sie mit den Schultern, ging zwei Schritte und setzte sich wieder. Sie griff in den nassen Sand und türmte die Klumpen zu einem Haufen auf. Nach kurzer Überlegung hockte ihr Vater sich ebenfalls hin – krepelte die Hemdsärmel und die Hose hoch. Er nahm etwas Sand in die Hände und baute mit, ein bisschen sorgfältiger als seine Tochter. Er baute einen Graben. Er nahm kleine Steinchen und setzte sie unten um den Turm herum, hielt seine Hand wie eine Kralle und ließ den dünnen Schlamm über das Bauwerk tropfen, sodass er Zinnen bildete. Wenn seine Tochter ihm da-

bei helfen wollte, schlug er ihr jedes Mal die Finger weg. Sophias Mutter sah ihre Tochter um ihre Sandburg kämpfen, sah sie schmolten und neu errichtete Teile wieder kaputtmachen. Ihr Vater lachte. Und baute weiter.

Es war aufreibend gewesen. Sophias Mutter erkannte, wenn sich ein Wutanfall anbahnte. Vor ein paar Stunden hatte sie mit einem Arm ihre Tochter hochgehoben und ihr mit dem anderen die blauen Gingham-Shorts über die strampelnden Füße gezogen. Sie hatte in der Mitte des Gummizugs ein Band zusammengebunden und den Stoff glattgestrichen. Als sie fertig war, hatte Sophia ein finsternes Gesicht gemacht, den Kopf geschüttelt und streitlustig die Unterlippe vorgeschoben.

Es war ein tägliches Ritual. Sophia wusste, was sie wollte. Sich umziehen. Und dann noch mal. Ihr Vater arbeitete im anderen Zimmer an seinem Roman.

Der Strand. Die schwer pulsierende Sonne und der leichte Schwindel, der einen jedes Mal erfasste. Sophias Mutter fasste sich an die Uhr. Sie stellte sich vor, schwimmen zu gehen. Sie dachte an das Abendessen, erinnerte sich an das Essen am Abend davor – zu dem ein Freund ihres Mannes sie eingeladen hatte. Jemand, den er seit Jahren nicht gesehen hatte, Schriftsteller wie er, dessen Tochter fünfzehn Euro bekommen hatte, um auf Sophia aufzupassen. Ein Tisch mit acht weiteren Leuten, die ihr Mann auch lange nicht gesehen hatte. Sie saß am gegenüberliegenden Tischende, weit weg von ihm. Dass sie sich die Namen nicht hatte merken können, wobei offensichtlich kaum jemand ihren gekannt hatte. Dass sie sich Sorgen gemacht hatte, ob eine Sechzehnjährige, die sie nicht kannte, in der Lage war, auf ihr Kind aufzupassen. Dass es ein Abend gewesen war, an dem sie *nicht* geredet hatte, mit einem Glas Rotwein unter ihrem Kinn und den Erinnerungen der anderen an Universitätskneipen, in denen sie nie gewesen war. Und –

Du siehst echt umwerfend aus, hatte der unsympathischste von ihnen gesagt und dann auf den Mann gezeigt, den sie vor sechs Jahren geheiratet hatte. *Hat er dich schon gevögelt?*

Pause. Ein Lächeln. Ein Streit auf dem Nachhauseweg.

Am Meer war Sophias Protest in Lachen umgeschlagen, inzwischen hatte sie Spaß daran, Dinge zu zerstören. Ihre Mutter fragte sich, ob sie sich genug eingecremt hatte und ob ihre Laune es zuließ, dass sie ihr ihren Hut brachte, bevor sie einen Sonnenbrand bekam. Sie betrachtete das dicke Quadrat aus schwarzem Polyester-Elastan-Gemisch, das ihre Brüste platt-drückte, und überlegte, ob sie Zeit hatte, sich etwas Hübscheres zu kaufen. Sie war müde.

Als sie von ihrem Mittagsschläfchen aufwachte, war die Mietzeit für den Sonnenschirm abgelaufen. Der Schirm, ihr Mann und ihr Kind waren weg. Es hatte auch niemand eine Nachricht hinterlassen, die Letzteres erklärt hätte, aber sie konnte es sich schon vorstellen. Wie er Sophia hochnahm, ungeschickt, aber bestimmt, eine Hand unter ihren Schenkeln, eine an der Schulter. Ihr Mund an seinem Ohr. Hin und wieder schlich er sich gern mit ihr davon. Dann sagte er etwas Dummes wie *Mami braucht mal eine Pause*, und lächelte dabei über seine eigene Gutmütigkeit. Das Bild gefiel ihr nicht, ein mittelalter Mann in feuchter Leinenhose, der ihre Tochter auf dem Arm trug. Als der Strandwächter fragte, ob sie den Sonnenschirm zum Sonderpreis von zwei Euro fünfzig gern zurückhätte, war das das Nettteste, was sie je gehört hatte.

VOR DER SHOW

*Eine Frau bittet das Publikum über
Lautsprecher, Platz zu nehmen*

August 2020. Der Hintereingang des Theaters liegt an der Westseite des Hauses. Dein erster Anlaufpunkt ist der Lieferranteneingang. Er sieht aus wie eine Autowerkstatt – gelbe Wände, gelber Boden. In Metallregalen stapeln sich beklebte Kartons. Durch den Spalt unter dem riesigen Rolltor strömt frische Luft herein, die Männer, die das Ganze am Laufen halten, bewegen sich in festgelegten Bahnen und sprechen dabei in Headsets, koordinieren Lieferungen für den Souvenirshop und die Kostümabteilung, nehmen Post für das gesamte Gebäude in Empfang, fertigen Pakete ab mit der Aufschrift ACHTUNG: SCHWER und ACHTUNG: ZERBRECHLICH.

Du gehst weiter. Durch lange schmale Gänge. Vorderhaus, Kartenverkauf und Bar bilden den Eingangsbereich, zusammen nehmen sie nur ein Zehntel des Theaters ein. Hier hinten fällt dein Blick auf alles Mögliche. Elektriker messen Kabel aus. Eine Frau näht einzelne Haarsträhnen in eine Spitzenhaube. Eine andere wäscht Pinsel in verschiedenen Formen und Größen aus und schraubt Deckel auf Puder- und Rougetöpfchen. Ein Mann in schwarzer Jeans eilt an dir vorbei, säuselt in sein Headset, *er brauche einen verdammten Oat Latte Medium mit zwei Spritzern Vanillesirup und eine kleine Flasche kaltes Wasser mit Kohlensäure, und sieh bitte diesmal genau hin, wenn sie den verdammten Kaffee machen, hast du gehört?*

Hinter der nächsten Tür riecht es nach Business. In einem Großraumbüro ergießt sich Wortmüll über Theater-Abos und

Kunstförderung über die künstlichen Ficus-Bäume auf den Mini-Schreibtischen: abgedroschene Floskeln wie *Kultur erhalten heißt Zukunft erhalten* strömen aus den welken Mündern müder Angestellter.

Du gehst an den Garderoben und Werkstätten vorbei. Auf dieser Seite des Hauses gibt es kein Tageslicht. Die Mülleimer sind voll mit weggeworfenem Fertigessen aus dem Supermarkt – vergammelte Mayonnaise und labbriger Salat in Plastiktüten. Du weichst aus, wenn Lampen oder Kleiderständer mit geschäftsmäßiger Effizienz stumpf an dir vorbeigeschoben werden, bis du schließlich einen Aufzug erreichst

– und einsteigst.

Die Tür geht auf, der Raum dahinter ist schwarz. Über dir hängen Scheinwerfer, die auf ihren Einsatz warten. Am Boden laufen Kabel entlang. Die gegenüberliegende Wand ist kreuz und quer mit Holz beschlagen und wird von leuchtenden Plastikboxen erhellt. Das ist erst mal irritierend, aber wenn du aus der Seitenbühne heraustrittst, gewöhnen sich deine Augen daran, und dann sickert das Rot herein. Die vertrauten samtbezogenen Stuhlreihen. Die Logen darüber sind mit goldenen Metallstreifen verziert, an der Decke hängen Engel aus Stuck.

Es dauert einen Moment, bis du merkst, dass der Bereich, in dem du stehst, selbst gar nicht rot ist – und auch ganz anders aussieht als der Rest. Nirgends Metallregale. Stattdessen hat die Rückwand, von der du dachtest, sie sei von Holz umrahmt, auf dieser Seite Fenster, durch die tatsächlich so etwas wie Tageslicht strömt. Darunter ein Tresen. Kochtöpfe und ein Messerblock.

Hinter dir die Hinterbühne. Hier, eine Küche. Du stellst dich in die Mitte.

Sie ist so schön, so überzeugend eingerichtet, dass es schwerfällt, nicht zum Kühlschrank zu gehen und nachzusehen, ob

Milch, Eier und Käse drin sind. Kaum vorstellbar, dass in den Etagen darunter Menschen mit Walkie-Talkies und Handys herumlaufen. Womöglich riechen die Sachen hier sogar anders, der Dill, die Orangen. Du nimmst die Zuckerdose vom Küchentisch. Es ist tatsächlich Zucker drin.

In seiner Küche im Norden Londons rührt Sophias Vater zwei Teelöffel Zucker in seine Tasse. Vor ihm steht ein Teller mit einem Rest Apfelkompott und Krümeln. Er bringt ihn zur Spüle. Auf dem Küchentresen legt ihm der *Evening Standard* nahe, die neugewonnene Freiheit des Landes auszunutzen und sich im Vinegar Yard ein paar Austern zu gönnen, Tizian in der National Gallery Liebe und Tod bezwingen zu sehen oder das *Eat Out To Help Out*-Programm zu unterstützen, ein Slogan, über den Witze im Zusammenhang mit den Genitalien früherer Liebhaberinnen zu machen selbst ihm zu langweilig geworden ist. Die Zeitung preist außerdem die Vorzüge eines Urlaubs im eigenen Land an, einer sogenannten »Staycation« – ein Wort, das er eigenhändig mit Rotstift durchgestrichen hat.

Eines Abends im April, nach einem Monat Smalltalk im Kiosk um die Ecke mit jedem, der ihn eine Stunde lang ertrug, saß er vor dem verpixelten Bild des Außenministers, der in Abwesenheit des erkrankten Premierministers die nächtlichen Sitzungen leitete. Ein goldener Ehering blitzte mit staatsmännischer Autorität auf, während Sophias Vater hörte, *eine Änderung der Abstandsregeln brächte das Risiko einer erheblich stärkeren Verbreitung des Virus mit sich*, während er hörte, *die Wirtschaft würde über einen längeren Zeitraum Schaden nehmen*, während er hörte, *die Maßnahmen müssten mindestens noch die nächsten drei Wochen in Kraft bleiben*. Die maskierte Diskussion auf dem Bild-

schirm ging mit anderen Rednern noch eine ganze Stunde lang so weiter. Als Erste rief er Sophia an. Als sie nicht ranging, rief er ihre Mutter an und heulte sich aus. Ohne dass seine Tochter davon erfuhr. Die schickte ihm am nächsten Morgen eine Nachricht mit einem Smiley. Sie hatte ihr Handy gerade erst aufgeladen. Seine Ex-Frau war schon im Gästezimmer und räumte ihre Sachen in den Schrank, als er beim Anblick des getippten Emoticons zum zweiten Mal in Tränen ausbrach, diesmal langsamer, mit längeren Atemzügen. Mit viel Geduld brachte sie ihm bei, eine beliebte neue Videocall-Software zu installieren, um diese neue Form von Distanz zu durchbrechen.

Sophia nicht zu sehen war an sich nichts Ungewöhnliches. Als seine Ex-Frau ihn verließ, gab es keinen Streit darüber, bei wem ihre Tochter leben sollte. Sie war noch so klein, dass sie durchgehende elterliche Fürsorge brauchte, die sie seiner Meinung nach eher von ihrer Mutter bekommen sollte und die er ihr aufgrund seiner Arbeit gar nicht geben konnte. Ihre Beziehung war geprägt von längeren Kontaktpausen. Er bemühte sich, es auszugleichen – mit Humor, Geschenken und Zuneigung. Wenn sie nicht bei ihm war, erkundigte er sich nach ihrem Werden und Gedeihen.

In den Monaten, in denen er nicht wusste, ob er Sophia persönlich würde sehen können, ging seine Ex-Frau unter dem Vorwand, Lebensmittel einzukaufen, einmal pro Woche diskret aus dem Haus, während seine Tochter stockend über seinen Bildschirm ruckelte, ihre Stimme abbrach und dann asynchron zurückkam, das Gesicht bleich vom Licht, das hinter ihr durchs Fenster fiel. Gegen Ende dieser Videocalls erschien dann seine Ex-Frau mit Tulpen in der Hand, die er für sich selbst niemals gekauft hätte. Er sah sie in Kleidung durchs Haus laufen, die sie während ihrer Ehe getragen hatte.

Gestern hat sie ihn wieder verlassen. Heute stellt er seinen Kaffee im Badezimmer auf den Waschbeckenrand und fährt sich mit dem Kamm durch die Haare. Er schneidet sich die Nägel, cremt sich die Hände ein, fährt mit einer Kleiderbürste über seinen hellgrauen Wollanzug. Zwanzig Minuten später setzt ihn ein Taxi vor einem Theater in Covent Garden ab.

Viertel vor zwei am Nachmittag. Als Erstes schickt er Sophia eine Nachricht, dass er da ist. Dann einen Smiley hinterher. Er zündet sich eine Zigarette an und sucht die Kreuzung rechts von ihm ab. Verkehr. Hupen. Sandalen, Jacken, Taschen huschen vorbei. Er sieht eine Frau, Kopf gesenkt, Daumen auf dem Handy – keine schöne Haltung, findet er. Aber sie hat ein schönes olivfarbenes Gesicht, und er mag ihre roten Schuhe, also bezieht er sie in das Bild mit ein. Sie bleibt auf dem Bürgersteig stehen. Jetzt mustert er sie noch mal genauer, sieht die Juwelenohrringe in ihrem Haar, die Armreifen am Handgelenk. Ihre Wade, ihren Schenkel. Das Sommerkleid gerafft auf der Brust. Als ahnte sie, dass es ihn freuen würde, steckt sie das Handy in die Tasche und legt den Kopf zurück in Richtung Himmel. Die Sonne scheint ihr ins Gesicht. Wer sonst könnte sie so schön machen?

Er macht das mit allen: Heute ist ein wohlwollender Tag. Ein Kellner im Restaurant zu seiner Linken lässt das Tablett fallen, von dem er das Besteck auf die Außentische legt, das Geräusch ist nicht gerade *unperkussiv* – er baut es irgendwie in das allgemeine Surren ein, in die Musik, die er im Kopf hört. Es mag übertrieben sein, aber er bringt dabei die Seidenanemonen in den Töpfen vor den Fenstern des Restaurants zum Zittern, kleine violett-rosa Schauer in Grün. Durch die Glaswände sieht man ins Innere des Theaters. Die Menschen darin stehen da wie Marionetten, die darauf warten, bewegt zu werden. Als

seine Zigarette ausgeht, setzt er die Baumwollmaske auf und geht rein.

Und jetzt die Anwesenheit anderer Menschen. Er wartet in einer Schlange, die durch die Abstände zwischen den einzelnen Leuten noch länger ist. Holt sich sein Ticket, ein steifer weißer Abschnitt, bekommt im Tausch gegen sein Jackett ein orangefarbenes Plastikquadrat ausgehändigt. Bei dem Tausch zieht er eindeutig den Kürzeren, aber hier drinnen ist es heiß. Jemand fragt vorsichtig, ob er ein Programmheft für zehn Pfund kaufen möchte, was er bejaht. An der Bar bekommt er einen Wein wie auf einer schlechten Hochzeit, ein kaltes, beschlagenes Glas, von warmen Fingern verschmiert und nicht voll genug. Er bereut direkt, ihn bestellt zu haben. Der Wein kostet zehn Pfund fünfundzwanzig. Trotzdem fühlt er sich wohl. Alles läuft genau, wie es in einem Theater laufen muss. Um ihn herum tun alle das Gleiche: Ticket, Garderobe, Programmheft, Getränke. Alle nippen am selben schwitzenden, überteuerten Alkohol und vergleichen ihre Programmhefte. Käme er morgen her, würde alles genauso aussehen. Im Grunde beruhigend, dass alles so normal ist, mit jeweils nur ganz leichten Abweichungen. Die halben Gesichter, Augen, die über ein Stück Stoff hinwegblicken. Die Pfeile auf dem Boden, die ihre Schritte lenken sollen und meistens ignoriert werden.

Das Foyer des Theaters ist kürzlich renoviert worden. Der offene Glasanbau, der nahtlos in den alten Eingangsbereich übergeht, ist neu, vorher war weniger Platz. An der Wand, die rausgenommen wurde, hingen früher Plakate von alten und aktuellen Inszenierungen. Davor hatte man eher das Gefühl, in die Tiefen des Hauses geführt zu werden, die Welt für ein paar Stunden zu verlassen und etwas zu sehen, das weniger real war als die Außenwelt. Es gab keine Fenster. Nur künstli-

ches Licht. So wie es jetzt ist, transparent, hier und da die Schatten anderer Gebäude, mit Blick auf das Londoner Treiben, ist es, so vermutet er, Ausdruck einer neuen Sensibilität, die von den Künsten verlangt wird. Aber die Neugestaltung hat auch ihr Gutes. Um kurz vor zwei, mitten im Hochsommer, scheint die Sonne rein. Das Foyer verwandelt sich in ein Gewächshaus, in dem er Dinge gedeihen sieht.

Sophias Publikum besteht zu drei Vierteln aus jungen Leuten zwischen zwanzig und Mitte dreißig. Sie stehen in Gruppen zusammen, halten aber den nötigen Abstand. Sie wissen, dass die Anwesenheit der anderen Krankheit oder Tod bringen kann, also verhalten sie sich übertrieben rücksichtsvoll und bleiben jeweils für sich. Sie fotografieren alles. Die goldenen Treppengeländer, die verzierten Wände. Sie fotografieren sich selbst. Alles an ihnen ist so makellos wie ein Gemälde: Farbe, Pose, Haltung. Wie sie mit Fingern und Handgelenken ihre Handykameras bedienen. Niemand lehnt sich zurück oder lässt unbewusst den Mund offen stehen. Sie nehmen die Masken ab und werden zu Plastik, die Rücken durchgedrückt, die Lippen geschürzt. Sie tun, als würden sie Wein trinken oder im Programmheft lesen, bevor sie das Handy wegstecken, um Wein zu trinken und im Programmheft zu lesen. Es macht ihm Spaß, ihnen zuzusehen, und so ist es fast ein bisschen schade, als eine Frau mit Headset ihn am Ellbogen berührt. Dafür gefällt ihm, wie sich über der Maske jetzt ein Lächeln in ihre Augen schleicht. Er hat das auch schon versucht, ist aber gescheitert. Sie macht es gut. So, dass es echt aussieht. Dann geht sie zügig voran, erklärt, dass sie die Abteilung Markenbindung und Social Media leitet und das Stück seiner Tochter betreut. Sie hätten noch eine halbe Stunde, bis es anfängt. Ob er Lust auf eine kurze Führung habe?

Sie führt ihn zu einem holzvertäfelten Aufzug. Die Tür geht automatisch auf. Sie deutet auf sein Getränk, entschuldigt sich und sagt, Das müssen Sie hierlassen. Sie wendet den Kopf ab wie eine Heilige, während er das Stück Stoff um den Mund abnimmt und sein mittelvolleres Glas Weißwein in zwei hastigen Schlucken leert. Er stellt das Glas neben einem Strauß Lilien auf dem Tisch neben ihnen ab.

Pflaumenblaue Teppiche und Spiegel an den Wänden. Es mache ihn bestimmt sehr stolz, dass Sophia in seine Fußstapfen tritt, sagt sie, während der Aufzug sie nach oben bringt. Wenn ihr Vater ein berühmter Autor wäre, wüsste sie nicht, ob sie dasselbe machen würde.

Ja, natürlich, sagt er, er sei sehr stolz, obwohl das Wort »berühmt« vielleicht nicht ganz angemessen sei. Sie hält es für Bescheidenheit, erzählt ihm, sie habe seinen Namen googeln müssen, um ihn im Foyer zu erkennen. Das Ergebnis waren seine Liste mit Alben für die einsame Insel, ein Artikel im *Telegraph*, der ihn zu den hundert wichtigsten Persönlichkeiten der britischen Kulturszene des zwanzigsten Jahrhunderts zählte, und eine umfangreiche Wikipedia-Seite.

Sophias Vater wendet ein, bei all dem sogenannten Ruhm hätte sie ja trotzdem noch googeln müssen, wer er war und wie er aussah.

Es sollte ein Scherz sein, aber offenbar hat er sie damit in Verlegenheit gebracht. Er will gerade fragen, Und, Sophias

Stück? Gefällt es Ihnen? – als die Fahrstuhltür aufgeht. Sie sieht ihn abwartend an, sagt, Bitte, wartet darauf, dass er aussteigt. Zwei unbeholfene Schritte. Es tue ihm leid, er wisse nicht, wohin er müsse.

Jetzt lächelt sie wieder genauso gekonnt, mit sämtlichen unbedeckten Gesichtspartien, als sei etwas wiederhergestellt. Einfach hier entlang, erklärt sie und führt ihn weiter. Für einen Moment sieht er ihren Hinterkopf verschwinden, der plötzlich, unerklärlicherweise, etwas Bösesartiges hat.

Das Stück seiner Tochter gefalle ihr sehr gut, sagt sie, als er sie eingeholt hat. Wie großzügig von ihm, dass er gekommen sei.

Er würde sie gern fragen, was sie damit meint, aber im nächsten Moment stehen sie schon vor einem kleinen Raum, und die Social-Media-Frau sagt, er könne gerne einen Blick durch die Tür werfen, dürfe aber nicht hineingehen. Sie zeigt auf Bildschirme, auf denen die Bühne unter ihnen zu sehen ist. Mitarbeiter laufen vor der Kamera vorbei. Musik erklingt, laut, dann nicht so laut. Was er da sieht, sind die Vorbereitungen für den Stream der Nachmittagsvorstellung auf ihrer Website, erklärt seine Begleiterin. Da das Stück in den sozialen Medien so gut besprochen worden sei, dachten sie, sie könnten es vielleicht online übertragen. Dank Videocalls und Heimkino, Remote-Partys und Küchendiskos hätten die Zuschauer sich während der Pandemie daran gewöhnt, das Leben auf dem Bildschirm stattfinden zu lassen.

Für Sophias Vater ist jeder der schwarz gekleideten Produktionsmitarbeiter ein Geist, der dafür sorgt, dass das Stück seiner Tochter durchs Internet spukt. Aber er nickt.

Nein, das sei sehr gut, räumt er ein und meint es auch so. Er versucht zu ignorieren, wie sich seine Bauchmuskeln plötzlich verkrampfen. Im Technikraum, wo das Licht gedämpft ist

und es muffig riecht, ist nichts von dem Glamour im Rest des Theaters zu spüren. Auf dem rostfarbenen Teppich sind Flecken, Dreck und Glitzer. Überall ragt Equipment aus Metall und Plastik mit schwarzen und roten Knöpfen hervor. Ein klaustrophobisch enger Raum, und er steht in der Tür. Dieser Raum macht alles möglich. Es fühlt sich nicht richtig an, hier zu sein. Wie schön müssen die Fotos sein, die die Zuschauer im lichtdurchfluteten Foyer gemacht haben, und wie hässlich ist es dagegen hier drin. Eine Frauenstimme fordert ihn über Lautsprecher auf, seinen Platz einzunehmen, die Nachmittagsvorstellung fange gleich an. Und auch Sophia hört leise über den Lautsprecher eine Frauenstimme, die die Theaterbesucher auffordert, ihre Plätze einzunehmen. Die Nachmittagsvorstellung fange gleich an.

Im Restaurant auf der Dachterrasse des Theaters gelten strenge Regeln. Die Gäste werden gebeten, sich mit ihren Wünschen nur an den für sie zuständigen Kellner zu wenden und zu warten, bis dieser an ihren Tisch kommt. Weiterhin wird darum gebeten, die Kellner nur in Notfällen heranzuwinken und dem Personal ansonsten zu erlauben, die ihnen zugeteilten Tische nach einem festen Ablaufplan zu bedienen. Man wisse es zu schätzen, wenn die Gäste etwas Geduld aufbrächten, die Kellner würden regelmäßig ihre Runden machen und dafür sorgen, dass jeder so effizient wie möglich bedient wird. Auf diese Weise hält sich das Theater so gut es geht an die Empfehlungen der Regierung. Auch um möglichst lange geöffnet bleiben zu können.

Sophia hört den Oberkellner diese Informationen mit scheinbar größtem Vergnügen an jede neue Gruppe von Gästen weitergeben. Sie sieht eine Frau mit Zeigefinger und Daumen einen Eiswürfel aus ihrem Getränk nehmen und sich direkt auf die Zunge legen. Das Wetter ist schweißtreibend. London hat dieser so tristen Zeit untypischerweise den perfekten Sommer geschenkt. Durch die bodentiefe Fensterfront fällt das Licht auf die weißen Sofas und Tische und betont den Blick auf den glasüberdachten Markt von Covent Garden. Vor ihr liegt eine Speisekarte mit Kalorienangaben statt Preisen – Rindercarpaccio oder Artischockensuppe für 400 kcal, gegrillte Zucchini in Safranbutter für 683, Pfirsich Melba für 602.

Der Biokaffee oder -tee, zu dem Petit Fours gereicht werden, hat, wie Sophia liest, keine Kalorien, kostet aber sechs Pfund. Die schmale, gebundene Getränkekarte ist auf andere Weise ähnlich enttäuschend – Blutorangen-Bellinis für 18 Pfund ohne Angabe von Nährwerten. Sie sieht auf ihrem Handy nach der Uhrzeit.

Ihr Vater sitzt irgendwo drei oder vier Stockwerke tiefer. Ihr Vater wird sich gleich ihr Stück ansehen.

Sophia verarbeitet diesen Gedanken, indem sie einem Mann ein paar Tische weiter dabei zusieht, wie er das Fleisch aus den Muscheln in seinen Spaghetti Vongole pult. Als der Oberkellner ihre Mutter an den Tisch bringt, dazu eine kleine Karaffe mit Wasser, das er ihnen während seiner einstudierten Ansprache eingießt, unterbricht Sophias Mutter ihn mit der Bitte um ein großes Glas Picpoul. Der Wasserfluss aus der Karaffe in ihr Glas wird kurz unterbrochen. Ihr Kellner, fährt der Oberkellner fort, sei gleich bei ihnen. Sophia sieht die Ungeduld im Gesicht ihrer Mutter allmählich in Langeweile umschlagen und denkt daran, was ihr Vater mal gesagt hat: *Das Einzige, was dem ansonsten perfekten Gesicht deiner Mutter noch fehlt, ist ein Schnabel.* Ein schrecklicher Satz, der dadurch, dass er ihn gesagt hat, noch schrecklicher wird, und der ihr in Momenten wie diesem immer durch den Kopf gehen wird.

Sophias Vater sitzt auf dem ihm zugewiesenen Platz und blättert in seinem Programmheft. Es enthält Werbung für andere Stücke, Interviews mit Leuten von der Produktion, Kurzgeschichten vielversprechender junger Frauen. Um Sophias Stück auf wohlüberlegte und daher ungetrübte Weise würdigen zu können, liest er sich die Texte über die Inszenierung lieber nicht durch. Da er sich die Möglichkeit, vom Talent seiner Tochter angenehm überrascht zu werden, nicht nehmen lassen wollte, ist er komplett unbeleckt hergekommen. Stattdessen sieht er sich Probenfotos von ernst dreinschauenden, über ein Textbuch gebeugten Schauspielern an. Auf einigen ist Sophia zu sehen, die Hand an der Wange, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Auf einigen ist Sophia im blauen Hemd und Jeans zu sehen, die Augen zusammengekniffen. Sie sieht älter aus. Ganz anders. Er blättert weiter, in der Hoffnung, ein Bild zu finden, auf dem sie lächelt. Allerdings wüsste er nicht, warum das der Fall sein sollte. Als er das letzte Mal ein Interview zu einem Buch gab, war die Frau, die ihn interviewte, zufällig auch Fotografin. Mitten im Gespräch holte sie eine Pentax raus und klebte ein Stück Samt an die Wand. Er reagierte verwirrt und fragte, ob das geplant gewesen sei. Selbstverständlich, murmelte sie. Sie fand, seine Antworten hätten einstudiert gewirkt. Einen Monat später erschien das Bild in der Zeitung. Es sah erbärmlich aus. Der Blickwinkel war völlig falsch. Seine linke Seite wirkte größer als die rechte. Die Augen waren halb

geschlossen. Er hatte vergessen, die Brille abzunehmen, die an einer Kette um seinen Hals baumelte. Sie hing schief und zerknitterte sein Hemd. Außerdem sah man die Leberflecke in seinem Gesicht.

Alle anderen fanden es toll. Die Zeitung stellte es online. Sein Verleger sagte, es strahle Würde aus.

Ganz in der Nähe gibt ein leuchtendes weißes Rechteck nervige hohe Töne von sich. Eine Frau rechts von ihm tippt auf ihrem Handy. Nicht viel besser sieht es vorne aus, wo sich jemand, nicht leise genug, offenbar einen Film ansieht. Zuvor sind mehrere Mitarbeiter vergeblich mit Schildern durch die Gänge gelaufen, auf denen stand, dass man keine Fotos oder Aufnahmen machen und die Handys ausschalten soll. Offensichtlich ist niemand von denen, die mit den geistlosen Relikten ihres sonstigen Lebens – E-Mail, Messenger, Wetter, Nachrichten, *Twitter, Twitter, Twitter* – die beabsichtigte Illusion des Theaters zerstören, in der Lage, sich der Situation entsprechend zu verhalten. Keine Handys. Kontemplation. Man spielt ja auch nicht Candy Crush in der Kirche. Als dann das Licht runtergedimmt wird und die Bühne blau flackert, geht er davon aus, dass seine Nachbarin wenigstens jetzt ihr Handy ausschaltet, stattdessen sieht er, wie ihr Arm in die Luft fährt und sie das Handy hochhält. Der Auslöser klickt. Sie hat ein Foto gemacht. Zumindest ist sie verlegen genug, erschrocken zu gucken. Zufrieden beobachtet er, wie sie schnell die Arme einzieht, im nächsten Moment ist das Handy schwarz. Trotzdem verspürt er unwillkürlich Mitleid, als er sieht, wie sie in ihren Sitz zurücksinkt und sich nach verurteilenden Blicken umschaut.

Am Abend zuvor hatte er der Versuchung widerstanden, sich in seinen praktisch stillgelegten Twitter-Account einzuloggen, um zu sehen, was die Leute über seine Tochter sagen.